

Patricia Schröder

Beste Freundin,
blöde Kuh!
Und raus bist du



Arena

grinse in mich hinein. Da ist seine Zunge wohl etwas schneller gewesen als seine Denkabteilung. Plötzlich finde ich ihn megasüß und würde ihn am liebsten abknutschen. – Wenn ich nicht ausgerechnet davor so eine Panik hätte! »Na ja«, sage ich also. »Vielleicht hast du Recht und Doreen sieht das wirklich nicht so eng.« Cobi hebt seinen Kopf und strahlt mich an. »Meinst du echt?« »Ja«, druckse ich, »irgendwie schon.« Schwupps! – Schon habe ich seinen Arm wieder um meine Schultern liegen. Cobi zieht mich an sich und versenkt seinen tiefseeblassen Blick in meinen. Seine Nase kommt immer näher und sein leicht geöffneter Mund dummerweise auch. Hilfe! Was mach ich nur? Einfach Augen zu und durch? Da sehe ich aus den Augenwinkeln meine Rettung nahen. Der schwarze Minicooper von Papas neuer Freundin rollt gerade auf den Parkplatz. »Mein Vater«, stoße ich hervor, drücke Cobi weg und renne »Papa!« schreiend auf den Minicooper zu. Trotz seiner Länge schält sich mein Vater äußerst elegant aus der Fahrertür. Ich vergewissere mich, dass sich keine weibliche Begleitung auf dem Beifahrersitz befindet, registriere mit halbem Auge, dass er seinen Schnurrbart abrasiert hat, und stürze mich in seine Arme. »Papa, ich will zu dir ziehen!« »Was? Warum denn das auf einmal?«, sagt er und lacht etwas verunsichert. »Und ich dachte, du verzeihst mir nie.« »Tu ich auch nicht«, brumme ich und lasse mich wieder zu Boden gleiten. Aber manchmal muss man eben Prioritäten setzen.

»Darüber reden wir noch«, sagt Papa. »Mit deiner Mutter . . .« »Nein«, erwidere ich entschieden. »Das ist allein meine Sache.« »Ist es nicht, Miriam«, entgegnet Papa. »Sowohl deine Mutter als auch ich als auch Margarete . . .« »Die nicht«, schneide ich ihm das Wort ab. »Die hat mir gar nichts zu sagen.« »Wenn du in ihrer Wohnung leben willst, schon«, sagt mein Vater. Ich starre ihn an und mit einem Schlag wird mir klar, wie ausweglos meine Situation ist. »Dann eben nicht«, sage ich trotzig. »Wenn du mich nicht willst.« »Darum geht es doch gar nicht«, protestiert Papa. Das weiß ich auch. Und trotzdem. Irgend so ein kleiner Teufel in mir wehrt sich mit Händen und Füßen dagegen, vernünftig sein. Ich fühle mich total ausgeliefert und habe auf einmal überhaupt keine Lust mehr, mich weiter mit diesem Thema auseinander zu setzen. »Mein Freund wartet«, sage ich und lasse meinen Vater, der nun verdammt einem begossenen Pudel gleicht, stehen und flitze zu Cobi zurück. »Wir müssen dieses Spiel gewinnen«, sagt Christine im Umkleideraum.



»Kapiert ihr, wir müssen. Nur dann haben wir eine Chance auf den ersten Platz.« »Jetzt mach mal keinen Stress«, erwidert Saskia. »Der zweite oder dritte Platz wäre doch auch okay.« Sie ist groß und ungemein sportlich. Genau wie Doreen und Joey geht sie in meine Klasse und auf irgendeine Art bin ich auch mit ihr befreundet. Seitdem sie allerdings mit Daniel zusammen ist, hat sie für Doreen und mich keine Zeit mehr. Im Moment ist mir das allerdings völlig egal. Schließlich habe ich selbst genug anderes um die Ohren. Christine schüttelt den Kopf. »Ich will aber gewinnen«, sagt sie, ballt die Fäuste und schaut

kampfeslustig in die Runde. »Mensch, Mädels, in der nächsten Saison werden wir getrennt. Dann dürfen wir nicht mehr mit den Jungs zusammen spielen.« Das finde ich zwar auch sehr schade, aber ein Grund, deshalb auf Teufel komm raus noch mal mit dieser Mannschaft Ligameister zu werden, ist es für mich nicht. Die anderen scheinen es genau so zu sehen. »Also, mir reicht es völlig, wenn wir ein gutes Spiel machen«, sagt Astrid. Und das scheint es auch zu werden. Der TUS Hennstedt hat zwar Anstoß, aber Cobi erobert sich sofort den Ball und flankt ihn zu mir herüber. Ich gebe ihn an Saskia weiter und die donnert ihn geradewegs ins Netz. »Tooor! Tooor! Tooor!«, brüllt der Diebutz, unser Trainer, und hüpfert vor Begeisterung mit wedelnden Armen im Kreis herum.

Saskia wird von allen umarmt, auch von Cobi. Ich spüre einen leichten Stich unter dem Brustbein. Gestern hat er mit Christine trainiert und heute freut er sich mit Saskia. Schlagartig wird mir klar, dass es außer mir noch Millionen anderer Mädchen gibt, in die er sich verlieben könnte. Damit dieser Gedanke nicht zur fixen Idee wird, schaue ich schnell zu Papa hinüber, der neben meiner Mutter an der Seitenauslinie steht und applaudiert. Aus dieser Entfernung sehen die beiden total friedlich aus. So als ob es diese schrecklichen Streitereien zwischen ihnen nie gegeben hätte. Einen kurzen Moment lang schimmert die Hoffnung in mir auf, dass sie sich vielleicht doch noch wieder miteinander versöhnen könnten, aber dann gewinnt die Angst, Papa könnte Mama wegen meiner persönlichen Umzugspläne ansprechen, die Oberhand. Höchste Zeit also für eine spektakuläre Aktion, die ihn von sämtlichen dummen Gedanken ablenkt . . . Da die Hennstedter gerade in Ballbesitz sind und bereits die Mittellinie passiert haben, beschließe ich endlich auch einmal meine abwehrtechnischen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Kurz entschlossen, sprinte ich los und hefte mich der kräftigen Rothaarigen, die das Leder wie eine Dampfwalze über die linke Seite des Platzes schiebt, an die Fersen. »Miriaaam! Was machst du da?«, höre ich den Diebutz schreien. »Bleib im Mittelfeld!« Doch ich tue so, als hätte ich Gummipfropfen in den Ohren, und renne unbeirrt weiter. Mittlerweile trennt mich nur noch ein halber Meter von der Rothaarigen, die inzwischen auch von Kazim und Christine in die Zange genommen wird. Eigentlich ist mein Einsatz völlig überflüssig, aber ich denke gar nicht daran, mich jetzt wieder zurückfallen zu lassen. Hauptsache, mein Vater behält mich im Auge und hat keine Zeit zum Reden. Außerdem müsste meine Fußspitze jeden Augenblick den Ball berühren und der Rothaarigen von den Schuhen kicken können . . . »Miriam, verdammt noch mal!«, schreit unser Trainer. Miri, wenn diese Aktion nicht von Erfolg gekrönt ist, dann wird der Diebutz dich in der Pause nach Strich und Faden zusammenfalten, denke ich noch, da spüre ich plötzlich einen harten spitzen Schlag auf meiner Brust. Ein dumpfer Schmerz rast durch meinen Körper, ich stürze in die Tiefe und mit einem Schlag ist alles stockdunkel um mich herum.



»Miri?« – »Miriam?« – »Hallo!« Es sind tausend Stimmen, die alle durcheinander

meinen Namen rufen. Jemand klopft mir auf den Backen herum. Noch immer ist alles dunkel und ich habe nicht den Schimmer einer Ahnung, wo ich bin. »Kannst du die Augen aufmachen, Schätzchen?«, höre ich meine Mutter fragen.

Gute Idee, denke ich. Ich mühe mich redlich, aber irgendwie klappt es nicht. Dann fühle ich auf einmal den harten Boden unter mir und plötzlich weiß ich wieder, was passiert ist. »Die blöde Kuh hat mir ihren Ellenbogen in die Brust gerammt!«, meckere ich los. Ich reiße die Augen auf und will auf die Füße springen, doch jemand drückt mich ins Gras zurück. »Nicht so schnell, Miriam«, sagt Herr Diebutz und lächelt mich halb besorgt, halb erleichtert an. »Wir haben genau gesehen, was passiert ist, mein Schätzchen«, erklärt Mama mir. Sie beugt sich zu mir herunter und streicht mir über die Stirn. Ihre Augen sind feucht. Sieht fast so aus, als ob sie vor Schreck geweint hat. »Ist alles in Ordnung mit dir?« »Ja«, stöhne ich. Bis auf die Tatsache, dass mein Brustbein und mein linker Arm wie Hölle wehtun, fühle ich mich absolut bestens in der Lage, dieser rabiaten Hennstedter Dampfwalze gründlich die Meinung zu geigen. Je mehr ich allerdings wieder zu Sinnen komme, desto klarer wird mir, dass ich das vorläufig völlig vergessen kann. Ich befinde mich nämlich nicht mehr auf dem Spielfeld, sondern daneben. Das Match läuft ohne mich weiter. »Wo ist Cobi?«, frage ich heiser. »Der hat vor zwei Minuten das 2 : 2 geschossen«, sagt Herr Diebutz. »Du kannst stolz auf ihn sein.« Stolz? Ich glaub, ich spinne! Ich liege halb tot am Spielfeldrand und mein Freund hat nichts Besseres zu tun, als ein Tor zu schießen? »Ich will jetzt endlich aufstehen«, brumme ich. »Aber bitte langsam«, mahnt mein Trainer. »Wir helfen dir«, sagt Mama und mein Vater, den ich erst jetzt in dieser Sekunde bemerke, schimpft: »Was machst du auch für Sachen!« »Ich?«, rufe ich empört. »Diese bescheuerte . . .« »Reg dich ab, Miriam«, ertönt Christines Stimme hinter meinem Kopf. Ich biege meinen Nacken herum und sehe, dass sie ein Stück weiter entfernt im Gras sitzt und auf das Spielfeld starrt. »Wieso bist du nicht auf dem Platz?«, frage ich. Für Christine gibt es nämlich keinen wirklich passenden Ersatzspieler und bis auf wenige Ausnahmen hält sie auch meistens beide Halbzeiten durch. »Weil nicht nur du bei dieser absolut überflüssigen Aktion einen mitgekriegt hast«, erwidert sie, ohne mich dabei eines Blickes zu würdigen. Selbst aus meiner halb verdrehten Froschperspektive ist es kein Kunststück zu erkennen, dass sie stinkesauer ist. Trotzdem sehe ich keinen Grund, mich bei ihr zu entschuldigen. »Moment mal . . .«, protestiere ich, nachdem Mama, Papa und mein Trainer mir gemeinsam auf die Füße geholfen haben. »Ich bin ja wohl nicht diejenige, die hier alle niedergewalzt hat.«

»Trotzdem hättest du dir diesen bescheuerten Einsatz schenken können«, brummt Christine, die nach wie vor stur aufs Spielfeld starrt. »Darüber reden wir später«, sagt Herr Diebutz. Er mustert mich finster und sorgenvoll zugleich. »Du gehst jetzt erst einmal in den Umkleideraum und lässt dich dort von deiner Mutter verarzten.« Er fischt eine weiße Tube mit grüner Aufschrift aus seiner Sporttasche und drückt sie Mama in die Hand. »Diese Salbe hilft hervorragend gegen Prellungen. Sie sollten Miriams Brust und auch den Arm, auf den sie gestürzt ist, gründlich damit einreiben.« Mama nickt eifrig, während Papa mir über den Rücken streicht und murmelt: »Das wird schon wieder. Wenn man Sport treibt, ist man vor Verletzungen nicht gefeit.« »Trotzdem sollten Sie den Arm auf Muskel-beziehungsweise Sehnenrisse untersuchen lassen«, empfiehlt mein Trainer. »Wir tun

Miriam keinen Gefallen, wenn wir die Geschichte auf die leichte Schulter nehmen.« Ich öffne den Mund, um lautstark zu protestieren. Darauf, den Rest des Tages in den Fluren eines Krankenhauses zu verbringen, habe ich nun wirklich keine Lust. Aber Papa lässt mich gar nicht erst zu Wort kommen. »Herr Diebutz hat Recht«, sagt er. »Ich fahre dich gleich anschließend in die Uniklinik.« »Das kann ich ebenso gut machen«, erwidert Mama. »Außerdem kommt die Uniklinik überhaupt nicht in Frage.« Die Miene meines Vaters verfinstert sich dramatisch.

»Aber ich bitte dich!«, ruft er. »Das Haus hat einen sehr guten Ruf.« »Das weiß ich«, keift meine Mutter. »Ich habe nur einfach keine Lust, jeden Tag durch die halbe Stadt zu fahren.« »Wieso das denn?«, wundert Papa sich. »Die Unikliniken liegen doch ganz in deiner Nähe. Ich bin ja wohl derjenige, der eine längere Strecke zurücklegen muss, falls sie Miriam dort behalten.« »Ich bleibe nicht im Krankenhaus«, sage ich empört. »Meinetwegen sollen die mich röntgen und verbinden und all das, aber dann fahre ich sofort wieder mit nach Hause.« Obwohl ich nicht besonders leise geredet habe, scheinen meine Eltern mich überhaupt nicht gehört zu haben. Kampfeslustig blicken sie einander an. »Miriam und ich werden umziehen«, sagt Mama. Sie reckt ihr Kinn hervor und guckt meinen Vater von oben herab an. Jedenfalls wirkt es so, denn eigentlich ist sie einen halben Kopf kleiner als er. »Das ist mir bekannt«, erwidert Papa barsch. »Doch offenbar hast du das mit unserer Tochter nicht ausreichend diskutiert.« »Das kannst du doch überhaupt nicht beurteilen«, schlägt meine Mutter zurück. »Du hast doch kaum noch Kontakt zu ihr.« »Genau das könnte sich schon ziemlich bald ändern«, entgegnet mein Vater. Er streckt seine Brust heraus und erklärt mit einem Anflug von Triumph in der Stimme:

»Miriam hat mich nämlich gebeten ab sofort bei mir wohnen zu dürfen.« »Was?« Mit einem Schlag ist Mama kreidebleich im Gesicht. Fassungslos schaut sie mich an. »Das ist doch nicht wahr, Miriam?« Ich zucke die Schultern und schaue rasch zu Boden. Mein Hals ist so eng wie ein Bleistift und in meinem Bauch hat sich ein schreckliches Gemisch aus Wut und Unbehagen zusammengebraut. Am liebsten würde ich Papa eine klatschen, gleichzeitig könnte ich mich selbst in den Hintern beißen. Denn just in diesem Moment wird mir klar, wie unüberlegt ich gehandelt habe. Erstens wollte ich Mama nicht wirklich wehtun, sondern ihr bloß eins auswischen, und zweitens habe ich gar keine Lust, bei Papa und seiner dusseligen Freundin zu wohnen. »Ja, also ...äh...«, erzähle ich dem grasigen Grün vor meinen Füßen, da kommt mir unerwarteterweise mein Trainer zu Hilfe. »Ich will mich ja nicht in Ihre familiären Angelegenheiten einmischen«, sagt er, »aber ich denke, Sie sollten sich nun wirklich erst einmal um Miriams Verletzungen kümmern.« Ich werfe ihm einen dankbaren Blick zu und trotte dann mit hängendem Kopf und schmerzenden Knochen zwischen meinen Eltern auf das Vereinsheim zu. »Na, so was!«, ruft Mama plötzlich. »Da ist ja Joana!« Joey?

»Wo?«, rufe ich viel zu laut, hebe viel zu schnell den Kopf und gucke viel zu aufgeregt in der Gegend herum. Joey lehnt direkt neben dem Eingang an der Wand. »Was macht sie denn hier?«, murmele ich. »Sie weiß doch gar nicht, dass ich ein Spiel habe.« »Vielleicht ja doch«, raunt Mama mir zu. Oh Gott, was mach ich jetzt bloß!, überlege ich fieberhaft. Mein Herz hämmert wie wild und meine Knie fangen an zu zittern, als wäre ich ein uralter Tattergreis. Im Prinzip habe ich nur zwei Möglichkeiten: Entweder ich gehe direkt auf sie

zu und spreche sie an oder ich appelliere an ihr Mitleid. Da ich immer noch das schreckliche Bleistiftgefühl im Hals habe, entscheide ich mich für die zweite Variante, umfasse meinen verletzten Arm und schlepe mich leise stöhnend auf die Tür zu. Jetzt . . . gleich . . . jeden Augenblick wird Joey mich ansprechen. »Hi, Miri«, wird sie sagen. »Hast du dich verletzt?« Ich werde ein gequältes »Ja« herausquetschen und wir werden uns ein paar Sekunden lang anschauen – Sekunden, in denen jede für sich alles, was in der Vergangenheit passiert ist, gedanklich in den Aktenvernichter schmeißt und . . . »Hey!«, ruft Joey. Sie stößt sich von der Wand ab und rennt winkend an mir vorbei. »Das gibt es doch gar nicht«, sagt Mama. »Sie hätte doch wenigstens Hallo sagen können.« »Ja«, sage ich. Hätte . . . Hat sie aber nicht.

Wie in Trance drehe ich mich um und gucke ihr hinterher. Ich sehe, wie Joey über die Wiese genau auf das Fußballfeld zurennt. Sie winkt noch immer, obwohl da überhaupt niemand ist – außer Herrn Diebutz und Christine am Rand und die Spieler auf dem Platz natürlich . . .